



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Indische Theater.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kaum etwas Gutes, aber vieles Böse erwartet, und im niederländischen Sinn auch erwarten kann, läßt die Verminderung einer Macht fürchten, welche als Hort der socialen Ordnung so oft angepriesen ist, und wie man in Geringschätzung der deutschen conservativen Kräfte wähnt, 1848 sich in Deutschland als solche so bewährt hat, daß man eine Dosis russischen Despotismus und russischer Uebermacht für die Erhaltung des Bestehenden und Niederhalten der dunklen Kräfte Deutschlands für nöthig hält, und also erträglich findet.

Das niederländische Volk geht seinem Ende als selbstständige Nation entgegen und muß sich an ein Volk anschließen, dessen Entwicklung es fürchtet, dessen Zustände es nicht begreift, und dessen Geschichte ihm keine starken Bürgschaften für einen verständigen Fortschritt bietet. Dieser gepresste Zustand spiegelt sich ab in der schwankenden Haltung des Volks und der ganzen Tagespresse gegenüber allen kritischen Ereignissen und in dem Widersinn gegen alle sociale und politischen Principienkämpfe, äußerlich am besten zu erkennen an der Unsicherheit der niederländischen Presse im Jahre 1848 und 1854 und in der Principienlosigkeit der nationalökonomischen und theologischen Literatur, in welcher alle Extreme mit der ewigen Formel abgefertigt werden, daß ihre Realisirung eine Unmöglichkeit sei.

Eine Hauptwirkung dieses geistigen Zustandes des niederländischen Volks auf seine gegenwärtige Literatur findet sich in dem fortwährenden Anpreisen der praktischen Seite der Wissenschaften und Begeistern aller Theorie und Speculation und darin, daß nirgend die nationalökonomischen Wissenschaften so rasch und so sehr ein Uebergewicht über die andern erhalten haben, als in den Niederlanden, wo freilich weder die schöne Literatur, noch die Philosophie, nur die Theologie ein bedeutendes Gegengewicht in die Wage legen konnte.

Wir schließen daher mit der Ueberzeugung, daß man durch Concurrenz vieler Umstände nirgend mehr Gefahr läuft, alles Wissen als eine tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt, zu betrachten, als in diesem Lande, welches politisch, handelspolitisch und geistig in einer schwankenden Lage ist, aus welcher es nur durch einen festen Anschluß an die deutsche Entwicklung sich mit Erhaltung seiner Vorzüge retten wird.

Das Indische Theater.

Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasa von Eduard Lohedanz. Leipzig, Brockhaus. —

Es ist jetzt 60 Jahre her, daß Georg Forster dieses berühmteste der indischen Dramen durch eine prosaische Uebersetzung dem deutschen

Volk bekannt machte. Die Zeit war grade damals sehr empfänglich für alles Fremdartige und Ungewöhnliche, wenn man es nur irgend als eine neue Offenbarung des Schönen betrachten konnte. Herder und Goethe sprachen ein warmes, fast überschwengliches Lob aus und die romantische Schule wetteiferte mit ihnen, die süßen Geheimnisse der indischen Poesie dem deutschen Bewußtsein einzuschmeicheln. Seit der Zeit hat sich unsre Kenntniß des indischen Wesens unendlich erweitert, wir haben über das Verhältniß der verschiedenen Dichtungsformen zueinander ernsthafter nachgedacht, und so scheint es wol an der Zeit zu sein, die neugewonnenen ästhetischen Principien an dem Versuch einer neuen Uebertragung zu bethätigen. Was seit Forster in dieser Beziehung geschehen ist, kann als ein wahrer Fortschritt nicht betrachtet werden. Der gegenwärtige Uebersetzer hat sich die Aufgabe gestellt, bei möglichster Treue in Beziehung auf den Inhalt das Erzeugniß eines fremden Himmelstrichs den Formen der deutschen Poesie soweit anzunähern, als die Verschiedenartigkeit des Gegenstandes erlaubt. Lassen wir das Princip einmal gelten, so müssen wir zugestehen, daß die Absicht erreicht ist. Der Verfasser hat den fünffüßigen Jambus beibehalten, er hat die eigenthümliche indische Wortbildung, welche manche unsrer Uebersetzungen so ungenießbar macht, vollständig bei Seite gelassen, und er hat die Sprache in der Weise behandelt, wie sie durch Goethes Vorbild in unsrer Poesie festgestellt ist. So seltsam uns also zuweilen die Vorstellungen des Werks erscheinen, so bleibt uns in der Form nichts Fremdes; sie macht auf uns den Eindruck eines deutschen Originalwerkes.

Was das Princip betrifft, so können wir uns damit nicht unbedingt einverstanden erklären. Wir gehen zwar nicht von der Ansicht aus, die seit der romantischen Schule bei uns die herrschende gewesen ist, daß jede poetische Uebersetzung die Form des Originals getreu wiedergeben müsse; denn wenn wir diesem Grundsatz streng huldigen, so wird in vielen Fällen der Zweck der Uebersetzung unmöglich gemacht, der doch nur darin bestehen kann, daß die Uebersetzung auf uns ungefähr denselben Eindruck macht, wie das Original auf das Volk, aus dem es hervorgegangen ist. Die Nachbildung eines ausländischen Versmaßes kann nur dann einen Sinn haben, wenn es wirklich in unsrem Ohr liegt, und dieses ist bei den indischen Versmaßen unzweifelhaft nicht der Fall. Eine solche Nachbildung würde also keinen andern Zweck haben, als die deutsche Sprache gewaltsam zu verrenken und wo das Original vielleicht ganz unbefangenen und naiv zu Werke geht, den Eindruck von etwas Er künsteltem und Erzungenem zu machen.

Auf der andern Seite glauben wir aber, daß der Uebersetzer alles vermeiden muß, durch die Form den Schein der Verwandtschaft hervorzubringen, wo in dem Inhalt der vollständige Gegensatz herrscht. Das scheint uns bei der Sakuntala der Fall zu sein. Der fünffüßige Jambus erinnert uns zu lebhaft

an die Gewohnheiten unsres Theaters und an die geläufigen Vorstellungen unsrer Poesie. Umso mehr werden wir durch die Widersprüche in dem Inhalt verlegt. Zwar ist in der poetischen Auffassung der Natur, in dem warmen, zärtlichen Verhältniß des Menschen zu Pflanzen, Thieren u. s. w. etwas, was unsrem Gemüthsleben, wie es sich jetzt gebildet hat, sehr verwandt ist. Aber abgesehen von den mythisch-sittlichen Vorstellungen der Indier, die uns auf jeder Seite aufstoßen, z. B. von der Wunderkraft, die man durch das Verdienst der guten Werke erwirbt, ohne daß das Gemüth dabei theilhaftig wäre und von dem Reide, welchen die Götter darüber empfinden, wenn ein frommer Einsiedler durch Fasten, Bußen und dergleichen sich eine Macht erwirbt, die ihm selbst gefährlich werden kann, ist es auch die vollständig abweichende Technik, die unsre Reminiscenzen an das gewöhnliche Theater in Verwirrung bringen. Fragmentarisch aneinandergeknüpfte dramatische Scenen lassen wir uns wol gefallen, da wir selbst mehr, als wünschenswerth ist, daran gewöhnt sind; aber ein beständiges Retardiren der Handlung, eine Breite, die auf das Unwesentliche ebensoviel Gewicht legt, wie auf das Wesentliche, verstößt umso mehr gegen unsre Gewohnheiten, wenn zugleich das erregende Motiv der Handlung uns unverständlich ist. Sakuntala hat sich in freier Liebe mit dem König von Indien verlobt und dieser hat ihr durch das Unterpfand eines Ringes versprochen, sie bald als seine Braut heimzuführen. Da sie nun aber ganz von ihrer Liebe erfüllt ist, versäumt sie einmal die strengste ihrer Pflichten, nämlich die Gastfreundschaft gegen einen Heiligen. Der erzürnte Heilige spricht die Verwünschung über sie aus, ihr Gatte solle sie vergessen, bis durch die Anschauung eines Unterpfandes seine Erinnerung wieder geweckt wird. Die Verwünschung würde also gar keine Wirkung haben, da ein solches Unterpfand vorhanden ist, wenn nicht Sakuntala zufällig im Bade den Ring verlore. So dauert also die Entfremdung solange, bis der verhängnißvolle Ring, wie der Ring des Polykrates, in dem Magen eines Fisches aufgefunden wird. Diese Art zu motiviren und zu retardiren erscheint nach unsren Begriffen von dramatischer Kunst, die beiläufig einen mehr als subjectiven Werth beanspruchen, nicht statthaft: und so wird das übrigens höchst poetische Werk auf uns immer den Eindruck von etwas Fremdartigem machen. Diese Fremdartigkeit erscheint in der prosaischen Form, durch welche der Uebersetzer von vornherein darauf verzichtet, gegen unsre eignen poetischen Erinnerungen in die Schranken zu treten, vielweniger auffallend, als bei dem Versuch, den Unterschied durch Nachbildung der Form künstlich zu verstecken, und in dieser Beziehung geben wir der Forsterschen Uebersetzung vor der gegenwärtigen, die wegen ihres Fleißes und ihres Geschmacks alles Lob verdient, den Vorzug. —

21